

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 51

Artikel: "... und an den Menschen ein Wohlgefallen"
Autor: Geldner, Anton
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

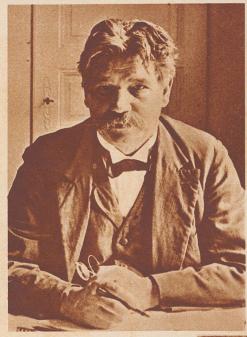
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„... und an den Menschen ein Wohlgefallen“

REMO GÖTTNER



Albert Schweizer schrieb Wessentliches über Bach und seine Kunst; er ist Verfasser zahlreicher rein technischer Schriften über Orgelbau; er gab in zwei Büchern Kredite über die Orgel und sein Werk und schrieb in den letzten Jahren bedeutende philosophische Bücher. Im Jahre 1928 wurde er Träger des Goethe-Preises.

Aufnahme Anton Geldner



Albert Schweizer an der kleinen Orgel der heimatlichen Dorfkirche. Hier schuf er seine ersten Werke, die er bei seinen europäischen Zwischenstoppes in den großen Domänen fast aller Städte schrieb.

Aufnahme Anton Geldner

Es ist erregend, in einer Zeit, die alles spezialisiert und allen Kräften nur begrenzten Raum gibt, noch Menschen zu treffen, deren Wirken eigenwillig und stark und vielseitig über alle Normen hinauswächst. Man trifft sie selten. Aber sie sind doch da und verwirren durch die Art, die es möglich macht, daß ihre Persönlichkeit in geheimnisvoller Weise versteckt bleibt.

Da gibt es einen Mann, dessen Name in mehreren weit auseinander liegenden Bezirken menschlichen Schaffens gleich große Bedeutung hat. Sein Name steht auf den Programmen großer Orgel-Konzerte, er findet sich im Vorlesungs-Verzeichnis der philosophischen Fakultäten bedeutender Universitäten und wird in den Kataologen wissenschaftlicher Verlage genannt; dieser Mann gilt als sachverständig in den Dingen des Orgelbaus und gesuchter Organologe. Er prägt; wird in medizinischen Kreisen sehnlichst gewünscht und ist in einem großen abseitigen Gebiet Afrikas die letzte Hoffnung vieler Eingeborenen: Albert Schweizer, der Sohn eines Pfarrers aus einem versteckten Dorf in den Vogesen. Irngederner nannte einmal Albert Schweizer den merkwürdigsten Menschen dieses Jahrhunderts. Und das Leben Schweitzers scheint ihm recht zu geben.

Albert Schweizer wurde im Jahre 1875 in einem kleinen oberelsässischen Dorf geboren. Die Hilfe von Verwandten ließ den Jungen das Gymnasium besuchen. Dann studierte er in Straßburg, Paris und Berlin Theologie und Philosophie; machte nacheinander seinen Doktor in der Philosophie und der Geologie; studierte aber immer wieder nach und Orgelbau. Er schrieb eine kleine Dissertation, die das Studium möglich machen sollte, über Orgelbau, verfaßte gelehrte Aufsätze für gelehrte Zeitschriften und trieb dazwischen ganz schlichte Journalistik. Er mußte Geld verdienen, um studieren und leben zu können.

Dann wurde er Prediger in Straßburg und las gleichzeitig an der Universität, spielte Orgel in Konzerten und gab Konfirmations-Unterricht. Das war großartig.

Bei einem Tag in einem kleinen Hafen kam ein trauriger Tisch fand. In dem Hafen war ein Aufsatz, der die bittere Not der Eingeborenen in Äquatorial-Afrika schilderte; ein Aufsatz, der von den grauenhaften Verwüstungen sprach, die Schlafkrankheit, Lepra und weiß Gott was für Krankheiten dort unter den Stämmen anrichteten.

Damals war Albert Schweizer 29 Jahre alt. Er war Doktor zweier Fakultäten, war Prediger und akademisch

Güazbach im Oberelsaß, die Heimat Albert Schweitzers. Sie gib ihm jene Selle, die er zur Vorberührung seiner Vortrags- und Konzertreisen braucht.
Aufnahme Anton Geldner

Albert Schweizer und sein Werk

VON ANTON GELDNER

scher Lehrer und war Meister auf der Orgel. Es schien, als seien in seinem Leben alle zweckmäßigen Vorbereitungen und Berechnungen eingezogen und erfüllt, die einen sinnvollen und nützlichen Ablauf garantieren würden. So schied es seinen Freunden und Bekannten und seinen Schülern und Verwandten. Aber Schweizer wußte, daß es anders war. Er nahm all die Erfüllungen seiner drängenden Kraft nicht als etwas Selbstverständliches, sondern er schloß sich in sich die Überzeugung, daß alles, was er erreicht hatte und besaß, große und schöne Gaben des Lebens seien, die zwar demütig genommen werden dürfen, für die aber auch einen gebenden Ausgleich zu schaffen. Und so schloß er sich selbst ab. Albert Schweizer war kein Phantast und Träumer, keiner jener Fanatiker abseitiger Ideen, die ihre Kräfte aus dem schöpfen, das sie hassen; er war geduldiger Realist, der seine Kräfte aus der Liebe holte. Und gerade diese Kräfte, deren unerschöpflichkeit allen so abenteuerlich erschien. Er war Doktor der Philosophie und der Theologie; er hatte ein Gehalt als Prediger, Einkommen als Professor, er sah bei seinen Orgel-Konzerten gefüllte Säle, aber seine Begeisterung sah er darin nicht. Die fand er in dem kleinen Heft, das auf seinem Schreibtisch lag und das von den Verwüstungen der Schlafkrankheit und Lepra sprach.

Albert Schweizer beherrschte als Theologe das Wort. Er hätte also bestimmt auch eine Karriere gehen können. Aber ihn hatte die brutale körperliche Not, der Schwarzen erschüttert. Da wollte er helfen. Der Professor wurde wieder Student und mußte sich in Hörsälen und Anatomiesälen und Laboratorien um medizinisches Wissen. Seinen Lebensunterhalt

(Fortsetzung Seite 1648)



Mütter bringen ihre an Dysenterie (Ruhr) erkrankten Kinder zu Dr. Schweizer, damit er sie heile.

Einer der vielen kleinen Patienten auf dem Wege zur Heilung.

Oft muß Dr. Schweizer Kinder zur Behandlung aufnehmen, deren Krankheiten in Europa unbekannt sind. Nur ein reicher medizinischer Wissen in Verbindung mit großen Erfahrungen kann zu Heilerfolgen führen.

Mann mit Elefantiasis, einer Krankheit, die Körperete unnormal groß anschwellen läßt. Ein großer Prozentsatz der Patienten Dr. Schweitzers ist von dieser Krankheit betroffen.

Auch Knochenbrüche und leichtere Verletzungen lassen sich die Eingeborenen im Spital Dr. Schweitzers ausheilen.



Bei der Errichtung neuer Spitalsgebäude hilft Dr. Schweizer als sein eigener Architekt und Baumeister tüchtig mit. Hier setzt er Pflöcke, die eine Hütte tragen sollen. Ein schwarzer Patient hilft ihm.



Der an Dr. Schweitzers Siedlung angrenzende Urwald muß vor der sich ständig ausdehnenden Spitalslage weichen, und so hören die Rodungsarbeiten nie auf.



Die Einkaufsfahrt bringt das Spital. An bestimmten Tagen rollen sich die Eingeborenen mit ihren Waren ein. Dr. Schweizer ist ein weiterher geschätzter Großabnehmer, und die Versorgung seines Spitals mit Lebensmitteln stellt für eine ganze Zahl von Negerdörfern die wichtigste Einnahmequelle dar.



Patienten werden als geheilt entlassen. Dr. Schweizer verabschiedet sich von ihnen, ehe er sie in die fernen heimatlichen Dörfer ziehen läßt.



Weihnachten, wie wir uns sie wünschen.

«Warum nicht... Sie haben mir gemangelt...»

«Ist das möglich?»

«Sie gefallen mir», Hilde ist die Suppe, «man fühlt doch gleich, woher Sie kommen. Das Deprimierende bei uns Angestellten ist, daß man fast immer mit Leuten arbeitet, die unglaublich vulgär sind.»

«Beziehen Sie das auf die Direktion?» lacht Rosy.

Hilde verdreht nur die Augen: «Ich hab' Streit mit meinem Verlobten», sagt sie, «das kommt nun alle zwei Wochen vor. Ist es ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?»

«Das kann ich nicht wissen...»

«Nun, Sie leben doch sicher auch nicht immer in absoluter Eintracht mit Ihrem Mann?»

Rosy muß lächen, als sie erklärt: «Wir leben wie alle Leute... können Sie mir einen Rat geben?»

«Schießen Sie los...»

«Sind achttausend Mark viel oder wenig Geld?»

Hilde legt ihre Gabel, die sie zum Munde führen wollte, wieder auf den Teller und sagt: «Donnerwetter, muß es Ihnen im Leben gut gegangen sein, daß Sie noch so naiv sind. Achttausend Mark sind heute für reiche Leute eine Summe. Achttausend Mark in barem Geld... wiederholte sie nachdenklich... damit ist etwas anzufangen... wie kommen Sie darauf?»

«Nun», sagt Rosy, «jemand, den ich kenne, muß sich achttausend Mark beschaffen...»

«Ist es Ihr Großvater?»

Rosy lacht: «Ach nein, für den wäre das eine Kleinig-

keit, aber er würde eher sterben, als achttausend Mark herausgeben...»

«Drum hat er auch Geld», bestätigt Hilde... «Wir armen Teufel sind generös, wir leben alle über unsere Verhältnisse, aber ein so vertrockneter alter Knabe, der noch einen Zahn im Mund hat und halb paralytisch ist, der hält sein Geld zusammen, als ob er noch zweihundert Jahre leben müßte...»

Rosy ist schweigsam geworden.

«Wissen Sie», fährt Hilde fort, «mit den Männern ist es zu allen Zeiten eine Qual. Wenn sie jung sind, sind sie launisch und haben uns alle paar Wochen wieder einmal satt, daß sie uns nicht mehr riechen können. Sind sie alt, dann ist mit ihnen nicht zu leben, weil sie blöd werden. Wir sind immer dazu da, alles einzustecken, die Herrschaften finden es ganz natürlich, daß wir jung und hübsch, ihnen zu Gefallen sind und sie dann, wenn sie alt und marode werden, wie kleine Jungen aufpäppeln.»

«Aber sowieso sind Sie doch noch nicht», wirft Rosy ein.

«Komisch... Sie beklagen sich nie über ihren Mann», hebt Hilde wieder an, «aber hab' ich nicht recht? Sagen Sie mir, bitte, hab' ich nicht recht?»

«Sie haben recht», lacht Rosy, «dabei dürfen Sie mir glauben, daß mir's nicht ums Lachen ist...»

«Wegen der achttausend Mark?»

«Wegen vielerlei...»

«Spielt Ihr Mann?»

(Fortsetzung folgt)

«... und an den Menschen ein Wohlgefallen!»

(Fortsetzung von Seite 1641)

schufen Predigten, philosophische, theologische Aufsätze und technische Gutachten über Orgelbau. Er schrieb über Bach und seine Kunst, spielte auf den alten Orgeln alter Dome, die sich füllten, wenn Einladungen zu seinen Konzerten riefen. Er sammelte geduldig und mühsam Wissen und Geld. Alles nur mit dem einen Ziel: Afrika. Er praktizierte sein Jahr als Medizinal-Praktikant im Krankenhaus. Dann fuhr er endlich nach sechs harten Jahren der Vorbereitung mit vielen Kisten voll Werkzeug, mit Medikamenten und mit seiner Frau, die als Krankenpflegerin ausgebildet war, nach Afrika; stand dort als Doktor dreier Fakultäten, als Professor, Prediger und Meister der Orgel zwischen Urwald, Wasser und Sumpf rodet, mache Sumpf trocken, schlug Bäume um, baute Baracken, legte Pflanzungen an, züchtete Ziegen, ließ die kranken Eingeborenen zu sich kommen, operierte und linderte Schmerzen, sprach gut zu den Schwarzen, half ihnen in allen Nöten — und war endlich ganz glücklich, weil er Gutes tun konnte. Der Krieg kam. Der Neger-Doktor wurde seinem Werk genommen und kam als Gefangener nach Europa. Er trug geduldig die bittere Isoliertheit und quälende Untätigkeit in den Gefangenengläsern. — Kam dann endlich krank und arm in sein Heimatdorf, in das die Batterien zweier Fronten tiefe Wunden geschlagen hatten. Kaum war der Krieg vorbei, als er schon wieder am Orgelpult saß, um sich die Mittel zu erspielen, die er brauchte, um seinen Schwarzen am Ogowe-Strom den Doktor wiederzugeben. Und als er dann zum zweitenmal an jenem Platz nahe am Äquator stand, den er damals verlassen mußte, fand er, daß Urwald und Sumpf und Gestüpp sein Spital gefressen hatten. Und Albert Schweitzer rodet wieder, trocknete Sumpf, fällte wieder Bäume und baute Spitalgebäude. Größer und schöner noch als ehemals. Und mehr noch als vor dem Krieg kamen die Schwarzen zu ihrem Doktor und brachten ihre Schmerzen und Krankheiten, damit er sie heile. Auf 300 km im Umkreis ist Albert Schweitzer hier der einzige Arzt.

Heute ist Lambarene, das Urwaldspital, aus den Sumpfgebieten des Ogowe nicht mehr fortzudenken. Häuser, aus Holz und Blech gebaut, beherbergen ständig 250 bis 300 eingeborene Kranke, die von ihren Dorfgenossen oft als unrettbar aufgegeben, hier in Lambarene Heilung suchen und meist auch finden. Da kommen Kranke, denen die Tse-Tse-Fliege die Schlafkrankheit eingepflegt hat, da kommen andere, an denen die Lepra frisst oder denen das Sumpfieber das Blut vergiftet; da kommen sie mit ihren Brüchen, Wunden und Qualen; da kommen junge Mütter, die die Hilfe des Doktors bei der Geburt wollen; da kommen andere, die tobsüchtige Geisteskranken gefesselt bringen — und alle kommen voll gläubigen Vertrauens. Viele von ihnen machen einen Weg, der sie viele Tage reisen durch Urwald und gefährlichsten Sumpf leitet, bis sie zu den Wasserwegen kamen, die zum Ogowe und von da nach Lambarene führen, das nur auf dem Wasserwege zu erreichen ist.

Drei Aerzte und acht europäische Pflegerinnen mußte Doktor Schweizer im Laufe der Zeit aus Europa kommen lassen, um all denen zu helfen, die Hilfe bei ihm suchen. Ihm selbst aber hilft kein Staat, keine Organisation — nur seine eigene Kraft. Und immer mehr wächst dieses Urwald-Spital. Neue Gebäude entstehen, deren Architekt Albert Schweitzer ist. Pflanzungen für den Lebensbedarf der vielen Kranken wachsen aus gerodetem Boden; Albert Schweitzer läßt Kleinvieh aus Europa kommen und züchtet es selbst in geduldiger Mühe, er macht mühselige Experimente mit Nutzpflanzen, die seinen Spitalgästen Nahrung geben sollen.

Und alle paar Jahre verläßt Schweizer für eine Zeit Lambarene und Afrika. Dann taucht er auf an den Orgelpulten in großen europäischen Städten und spielt Bach. — Oder er steht auf dem Katheder europäischer Universitäten und liest über Philosophie. Einige Wochen aber sitzt er versteckt im Dorf seiner Heimat, schreibt angestrengt und liest Korrekturen. Und verdient in dieser ganzen Zeit in harter Arbeit die Mittel, die das Fortbestehen seines Urwaldspitals gewährleisten.

Bei seinem letzten Aufenthalt in diesem Jahre in Europa fand ich ihn in seinem oberelsässischen Heimatdorf. Er war hier nicht, weil er sich einen Urlaub gegeben hatte, sondern um Vorlesungen und Orgelkonzerte, die er in England gibt, vorzubereiten. Die Tage fanden ihn am Schreibtisch oder an der kleinen Orgel des Dorfkirchleins, auf der er übt und auf der er auch an Sonntagen zum Gottesdienst spielt.

So sah ich den Doktor dreier Fakultäten, den Professor und Urwaldarzt und großen Menschenfreund an einem Sonntag groß und wuchtig wie ein Bauer an der Orgel sitzen und den Dorfbewohner Bach vorspielen und zu ihren Gesängen begleiten. Und in der tönenen Musik, die diese kleine Dorfkirche füllte, spürte ich die erschütternde und große Melodie eines Lebens und eines Werkes, die in ihrer Weite und Tiefe eine mächtige Symphonie blutvoller Menschlichkeit ist.

mit jedem Maß in die
Geschenkidee

Die Gabe der Vorsichtigen



Packung und Inhalt der Geschenkschachteln

CAILLER und **KOHLER** harmonieren aufs beste. Sämtliche Chocoladen-

Bonbons dieser Marken sind von ausgesuchter Feinheit und überraschen durch ihre treffliche Komposition und ihre künstlerische Form



Copyright

© 1930 CAILLER & CO. SA, BERN, SWITZERLAND

